

## Mein Leben als «Arier» Aus den Erinnerungen eines Davongekommenen

Von Jerzy Czarnecki, Windisch\*

*Der als Izaak Steger 1924 in Ostpolen geborene Autor schildert, wie er unter Annahme einer nichtjüdischen Identität dem Holocaust entging. Als Zwangsarbeiter in Deutschland wurde er von der Roten Armee im Mai 1945 befreit und kehrte nach Warschau zurück. Er holte sein Abitur nach und studierte in Leningrad Elektronik. Nach einem Nachdiplomkurs in Nukleartechnik wirkte er in Warschau als Dozent. 1967 setzte eine Welle staatlichen Antisemitismus ein, Juden wurden entlassen. Seit 1972 lebt Czarnecki in der Schweiz. Bis 1989 arbeitete er auf dem Gebiet der Sicherheit von Kernanlagen.*

Ich bin 1924 in Galizien in der Westukraine in Mosty Wielkie, damals Südostpolen, geboren. Dort geriet ich zusammen mit meinen Eltern in den Wirbel des deutschen Überfalls auf Polen im September 1939<sup>1</sup> und auf die Sowjetunion am 22. Juni 1941. In beiden Fällen marschierten einige Tage später die Deutschen bei uns ein. Glücklicherweise haben sie sich das erste Mal von meinem Geburtsort Mosty Wielkie, gemäss dem Ribbentrop-Molotow-Pakt (1939), um einige Dutzend Kilometer zurückgezogen und der Roten Armee Platz gemacht.

Gleich nach dem Einmarsch der Deutschen mussten die Juden sich jeden Tag auf dem Sammelplatz melden, wo sie zur Zwangsarbeit eingeteilt wurden. Die Bereitstellung von Arbeitskräften gehörte zu den aufgezwungenen Pflichten des Judenrates. Meine erste Arbeit bestand im Beladen von Eisenbahnwaggons mit Getreide für Deutschland. Belastend waren die täglichen Gerüchte, dass eine «Aktion» in Zolkiew bevorstehe.

### Verstecke – Verfolgung – Flucht

In unserer Wohnung in Zolkiew haben wir unter dem Fussboden ein eventuelles Versteck vorbereitet. Tatsächlich konnten meine Eltern und mein 10-jähriger Bruder Samuel auf diese Weise die erste «Aktion» am winterlichen Tag des 15. März 1942 überleben. Mein älterer Bruder Jakob und ich haben uns im Keller des Gymnasiums versteckt, das sich im ehemaligen Königsschloss befand. Durch Gucklöcher konnten wir sehen, wie die Deutschen jüdische Frauen, einige mit einem Kind auf dem Arm, einige mit Kinderwagen, auf dem Hof des Palastes zusammentrieben. Mit Gewalt entrissen sie ihnen die Kinder. Wir hörten Knalle und Schüsse. An diesem Tag wurden mehr als 1000 Juden aus Zolkiew in Viehwagen verladen. Viele wurden schon auf den Strassen und in den Höfen erschossen.

Die Stadt Zolkiew lag auf der Route von Lwow

der Frau, die mich von Zolkiew nach Warschau gebracht hatte, Wawrzyniec und Jozefa Paluch, unterzubringen. Das Ehepaar schlief im einzigen Bett des Zimmers. Ich schlief auf einem unter der Zimmerdecke zusätzlich eingerichteten Boden, wo früher die Töchter Wladzia und Jania geschlafen hatten. Hier lebte ich einen Monat. Ich habe die Leute, die mir erlaubt haben, bei sich zu wohnen, bewundert, drohte doch für jede Hilfe an die Juden die Todesstrafe.

Ich gewöhnte mich allmählich an meine neue Identität und begann, Warschau zu erforschen. Ich war 17 Jahre alt und konnte die drohenden Gefahren nicht einschätzen. Es war gerade die Zeit des Aufstandes im Warschauer Ghetto. Es wurde pausenlos bombardiert, Häuser brannten. Hier auf der «arischen» Seite hatte man den Eindruck, in einer der Besatzungsmacht angepassten Normalität zu leben. Die Läden waren offen und die Restaurants und Kaffeehäuser gut besucht. In der Nähe des brennenden Ghettos wurde ein Karussell betrieben.

Grischa hatte auch meinen älteren Bruder Jakob nach Warschau gebracht. Wir haben uns in der Stadt getroffen und sind durch die Strassen gewandert. Ein polnischer Polizist im Dienste der Deutschen hielt uns an: «Ihr seid Juden! Wie viel Geld habt ihr bei euch?» Er nahm uns 2000 Zloty ab, was nicht viel war, und gab uns dafür einen Ratschlag: «Jeder von euch einzeln, das geht noch. Aber euch mit euren jüdischen Gesichtern zu zweit auf der Strasse zu zeigen, ist eine Frechheit! Heute lasse ich euch laufen.» Jakob hat mir nach dem Krieg erzählt, dass er ein Jahr später eine zweite Begegnung mit diesem Polizisten hatte, der ihn sofort erkannt hatte und ansprach: «Und du lebst noch? Geh, verschwinde!»

Im Juni 1943 fand Grischa eine neue Lösung für mich. Im Generalgouvernement wurden die polnischen Gemeinden gezwungen, Zwangsarbeiter nach Deutschland zu schicken. Auf dem

statt des Davidsterns nun den Buchstaben «P» trug, war das eher ein Schritt in die Freiheit.

Doch 1943 war schon die Zeit der Übermacht der Alliierten in der Luft. Tag und Nacht flogen die britischen und amerikanischen Luftstreitkräfte ungehindert über unsere Köpfe in Richtung Berlin. In klaren Nächten konnte man die Blitze der Bombardements über Berlin sehen. Ich bin überzeugt, dass unser Aufseher, ein Volksdeutscher aus Posen, diese Blitze auch in meinen Augen sehen konnte. Seine Wut auf mich steigerte sich noch, als wir aus Flugblättern der Royal Air Force von der Kapitulation Italiens erfuhren.

An einem kalten Dezembertag befahl mir der Inspektor, die verbliebenen Gleissegmente aus dem Feld zusammenzutragen. Das war eine besondere Schikane, da jedes Segment etwa 60 Kilogramm wog und ein paar hundert Meter weit geschleppt werden musste. Als er mich schlug, entriess ich ihm den Stock und schlug zurück. So wurde ich am 11. Dezember 1943 zur Flucht gezwungen. Bei klarem Himmel verliess ich in jener kalten Dezembernacht die Baracke. Nicht das erste Mal in der Zeit der NS-Herrschaft befand ich mich in der Lage eines wilden Tieres, das vor den Jägern flüchtet.<sup>2</sup> Noch eine Zeit lang sah ich das Licht der Baracke. Zurück? Das wollte ich nicht und konnte ich auch nicht!

Im Morgengrauen erkannte ich die Abdrücke meiner Schuhe. In der Dunkelheit bin ich im Kreis gegangen. Ich war müde, setzte mich für einen Moment auf einen Stamm neben einem kleinen gefrorenen See und schlief sofort ein. Ich wachte erschrocken auf: «Nein! Hier darfst du nicht erfrieren! Niemand wird wissen, wo du gestorben bist! Du musst weiter!» Nach zwei Stunden erreichte ich Löcknitz. Ich ging entlang den Gleisen in Richtung Bahnhof, um auf einen Güterzug zu springen. Auf dem Weg traf ich gefangene russische Soldaten, die an den Gleisen arbeiteten. Ich bat sie, mich bis zum Abend zu verstecken. Sie wohnten in einem Kellerraum. Es war warm. In der Mitte des Raumes stand ein Eisenofen. Wir haben gemeinsam gebratene Kartoffeln gegessen und «Kipjatok» (abgekochtes Wasser) getrunken. Am Abend haben sie mich auf einen Güterzug gesetzt, der mit Zuckerrüben beladen war und Richtung Stralsund fuhr.

Kreis zu gehen. Am dritten Tag wurde ich zum Verhör in den Gestapo-Raum beordert.

Auf die Frage «Woher bist du geflohen?» war ich vorbereitet und antwortete, dass ich aus Russland nach Deutschland zur Arbeit beordert worden und – nachdem der Zug in Berlin gestoppt hatte – für eine Weile ausgestiegen sei. Der Zug sei aber weggefahren, und in der Hoffnung, meine Gruppe zu finden, sei ich auf einen anderen Zug gestiegen, der mich eben nach Stralsund gebracht hätte. «Du lügst! Du lügst!»

Ich wurde gezwungen, kniend und mit heruntergelassenen Hosen meinen Kopf in eine Art Stuhllehne zu stecken. Wenn die Schläge länger auf denselben Körperteil fielen, hatte ich den Eindruck einer Erleichterung. Das wusste der Gestapo-Mann. Mit Akribie sorgte er für den Neubeginn der Durchblutung, ehe er wieder auf die bereits verwundeten Körperteile schlug. Der Stock war eine mit dickem Leder überzogene Eisenrute. Im Gefangenenjargon wurde sie «Stierschwanz» genannt. Schreien war während des Verhörs erlaubt. Ein Radioempfänger war auf die höchstmögliche Lautstärke eingestellt. Wie lange es gedauert hat, weiss ich nicht mehr. Ich bin erst auf meiner Pritsche in der Zelle erwacht. Ich habe diese Folter als Erniedrigung meiner Mutter empfunden. Hätte sie so etwas geahnt, sie hätte mich sicher nicht zur Welt gebracht. Ich habe sie weinen gesehen.

Das Leben im Gefängnis war unerträglich. Wir waren alle von Läusen befallen. Kein Wunder, dass Typhus ausbrach. Wir wurden ins Krankenhaus eingeliefert. In unserem Saal lagen etwa 30 Personen. Nur zwei von uns haben diese Krankheit überlebt. Ich war völlig erschöpft. Ich hatte unvorstellbaren Hunger. Aber ich hatte Glück. Da das Spital sich ausserhalb des Gefängnisses befand, konnte ein russischer Kollege, mit dem ich mich im Gefängnis befreundete und dem ich bei seiner Freilassung etwas Geld lieh, mir ganze Brote hineinschleusen. Dieser kurze Moment des Vertrauens hat mir vielleicht das Leben gerettet.

Ich wurde von einem Polizisten zum Arbeitsamt gebracht und dort von meinem zukünftigen Chef, Herrn Bruno Hanke, abgeholt. Dieser war der Besitzer eines Möbelgeschäftes an der Semlower Strasse 31 in Stralsund, etwa 40 Jahre alt und anscheinend aus gesundheitlichen Gründen nicht wehrpflichtig. Schlank und gross gewachsen, wirkte er besonders närrisch bei seinem über-eifrigen «Heil Hitler»-Gruss.

Immer besser haben die bei Herrn Hanke beschäftigten deutschen Frauen gegen Kriegsende die Kluft zwischen den laut verkündeten Siegesnachrichten und der Wahrheit begriffen. Doch zu stark waren ihre Hoffnungen und die Verspre-

zum Vernichtungslager. Ich arbeitete auf dem Bahnareal. Normalerweise sind die Züge durchgefahren. An einem sommerlich heißen Tag im Jahr 1942 hörte ich verzweifelte Schreie, die durch die Gitter der Viehwagen herausdrangen. Eine Frau bat einen Ukrainer um Wasser für ihr Kind. Er forderte eine Uhr. Sie gab ihm die Uhr und streckte durch das Gitter einen Schuh, welchen der Mann mit Wasser füllte. Dieses Erlebnis hat mich sehr belastet.

Mein Überleben habe ich meinen Eltern zu verdanken. Sie haben mir die Mittel gegeben, falsche Papiere zu erwerben, unser Ghetto zu verlassen und auf der «arischen» Seite zu versuchen, den Krieg zu überleben. **Auf mein Bedenken hin, dass dies eine Flucht weg von der Familie bedeute, hatte meine Mutter geantwortet, dass es oft zu spät und daher sinnlos sei, in ein brennendes Haus zu rennen, um die Verwandten zu retten.** Ich bekam von den Eltern eine goldene Uhr mit Kette, um die falschen Ausweise zu bezahlen und am Anfang meinen Lebensunterhalt in Warschau zu bestreiten. Dazu habe ich noch die goldenen Zahnkronen meines Vaters bekommen, die er sich selbst entfernt hatte. Sowohl die Ukrainer wie die Deutschen haben Juden getötet, um solche Kronen herauszureissen. Nach meiner Flucht nach Warschau konnte ich so von Dezember 1942 bis Juni 1943 überleben. Ich bekam eine falsche Kennkarte auf den Namen Czarnecki, und dieser Familienname ist mir bis heute geblieben.

### Gewöhnung an die neue Rolle

In Warschau wurde ich zuerst von Grischa Milonas, dem Beschaffer meiner falschen Kennkarte, bei einem seiner Mitarbeiter mit Vornamen Genek einquartiert. Nach einigen Tagen hatte Genek für mich eine Wohnung in der Pulaska-Strasse bei einer Familie Szukalski gefunden. Dort wurde ich schon nach zwei Tagen von zwei polnischen Burschen erpresst, meines Bargeldes beraubt und unter der Drohung, mich an die Deutschen auszuliefern, aus der Wohnung gejagt. Grischa erfuhr von diesem Vorkommnis und beschloss, mich vorläufig in der Panska-Strasse 100 bei den Eltern

\* Der Autor hat seine Erinnerungen veröffentlicht im Buch «Mein Leben als Ariar». Jüdische Familiengeschichte in Polen zur Zeit der Schoah und als Zwangsarbeiter in Deutschland». Herausgegeben von Erhard Roy Wiehn. Hartung-Gorre-Verlag, Konstanz 2002. ISBN 3-89649-815-0.

wurden mit regelrechten Verfolgungsjagden auf junge Menschen in den Strassen der besetzten Länder «rekrutiert». Grischa hatte im Arbeitsamt einen Bekannten, der einen Bauernsohn aus der Zwangszuteilung befreien wollte. So habe ich diese Zwangspflicht übernommen. Dieser Schritt war riskant, denn ich wusste, dass eine medizinische Kontrolle bevorsteht. Dass ich beschnitten war, konnte mich verraten. Die Untersuchung wurde aber hastig durchgeführt.

### Zwangsarbeit als Pole in Deutschland

Wir wurden in Güterwaggons mit Sitzbänken nach Deutschland abtransportiert. Man verteilte uns Armbänder mit dem Buchstaben «P» und belehrte uns, dass alle Polen in Deutschland dieses Armband tragen müssten. Für die Polen war es eine grosse Freiheitsbegrenzung. Für mich, der

Am frühen Morgen kam der Zug auf dem Bahnhof Stralsund an. Ich wollte weiterfahren und bin auf einen Waggon in Richtung Berlin gesprungen. Leider hat dieser Zug noch rangiert. Zwei bewaffnete Bahnpolizisten haben mich gepackt und auf den Polizeiposten übergeführt. So landete ich im Gefängnis in Stralsund.

Dreistöckige Pritschen, zusammengedrängt in vielen Reihen, jeder Gefangene bekam eine Decke. Die Verpflegung bestand aus 200 Gramm Brot und Wasser. Einmal am Tag gab es eine sehr dünne Rübensuppe. Für die Bedürfnisse der 20 Gefangenen stand in der Zelle ein Kübel. Zur unerträglichen Luft in der Zelle haben die kranken Gefangenen beigetragen. Nach dem Reinigen der Zelle wurden die Gefangenen auf dem Hof versammelt. Die Stunden bis zum Abschalten des Lichtes haben die meisten damit verbracht, im

chungen der Nazis, als dass sie der Realität ins Auge geschaut hätten. Den Beweis dafür, dass das Wünschen das Denken überwog, musste ich eines Tages von zwei Frauen – Mutter und Tochter – als Zeichen der Kriegsmüdigkeit zur Kenntnis nehmen: «Weisst du, Fjodor», sagten sie, «wir sprachen über das Kriegsende und haben beschlossen, ein Stück Land auf der Krim zu erwerben und dorthin zu übersiedeln, wo unser Sohn und Bruder gefallen ist.»

### Die neue Freiheit in Sicht

Ja, Goebbels machte eine gute Propaganda! Er und seine Medien sprachen noch immer von Sieg. Am 20. April 1945 übertrugen die Lautsprecher die Geburtstagsrede des Führers aus dem Führerbunker. Stralsund lag schon in Trümmern, als am 1. Mai 1945 die Rote Armee einmarschierte. Die russischen Kameraden im Lager, in dem ich wohnte, angeführt vom treuen jungen Kommunisten Wolodja Bogatyrow, beschlossen, die ersten sowjetischen Einheiten feierlich zu begrüßen. Sie wurden jedoch von ihnen als Verräter beschimpft, die für die Deutschen gearbeitet hatten, und mit Reinigungsarbeiten bestraft. Bogatyrow wollte sich erhängen, zum Glück ist es jedoch gelungen, ihn zu retten. Auch das war eine neue Erfahrung für mich.

In Warschau bin ich dann Mitte Juni 1945 angekommen. Die Stadt war ein Trümmerhaufen. Auf Hitlers Befehl sollte sie als Rache für den Warschauer Aufstand vernichtet werden. Die Häuser wurden systematisch gesprengt, die Bevölkerung dezimiert, Arbeitsfähige nach Deutschland verschleppt und der Rest nach Auschwitz oder in andere Lager vertrieben. Warschau wurde von der Roten Armee am 17. Januar 1945 befreit. Die Einwohner begannen, in die Stadt zurückzukehren. Die jüdische Bevölkerung war ausgerottet.

Ich war noch keine 21 Jahre alt, ohne Schulabschluss und musste über meine Zukunft entscheiden. Ich begab mich nach Lodz, wo ich meinem älteren Bruder Jakob, der jetzt Zygmunt Kozlowski hiess, begegnete. Alle anderen Mitglieder unserer Familie waren ermordet worden.

<sup>1</sup> Vgl. Erhard Roy Wiehn (Hg.): Totengebet – 60 Jahre Beginn des Zweiten Weltkriegs und der Schoah in Polen. Konstanz 1999.

<sup>2</sup> Vgl. Inka Wajsbort: Im Angesicht des Todes – Jüdisches Schicksal in Oberschlesien 1939–1945. Konstanz 2000.



Erschütterung für den 17-jährigen Jerzy: als Jude in der Rolle des Ariers Zeuge des Aufstandes im Warschauer Ghetto. (Bild AKG)